



Alexandra Kofler

# ERZÄHLEN ÜBER LIEBE

*Die Konstruktion von Identität  
in autobiografischen Interviews*

campus

Erzählen über Liebe

*Alexandra Kofler*, Dr. phil., erhielt für ihre Dissertation den Michael-Mitterauer-Preis für Gesellschafts-, Kultur und Wirtschaftsgeschichte. Sie lebt und arbeitet als freie Wissenschaftlerin in Wien.

© Campus Verlag GmbH

Alexandra Kofler

# Erzählen über Liebe

Die Konstruktion von Identität  
in autobiografischen Interviews

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Veröffentlicht mit Unterstützung des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

**FWF** Der Wissenschaftsfonds.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39593-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2012 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: © Alexandra Kofler

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

[www.campus.de](http://www.campus.de)

© Campus Verlag GmbH

# Inhalt

Einleitung .....	9
1. Identität: Ein uneindeutiges Konzept .....	15
1.1 (Personale) Identität und Individualität .....	21
1.2 Der sozialwissenschaftliche Identitätsbegriff .....	28
1.3 Identität als modernes Problem .....	33
1.4 Biografie als Lösung des Identitätsproblems? .....	36
2. Identität in Geschichten .....	41
2.1 Was ist eine Erzählung? .....	45
2.2 Narrativität und die Philosophie der Geschichten .....	50
2.3 Das Konzept der narrativen Identität .....	55
2.4 Autobiografisches Erzählen und die Konstruktion des Selbst ...	60
3. Selbsterzählungen über Liebe als Orte von Identitätskonstruktionen? .....	65
3.1 Liebe als Erzählung .....	65
3.2 Der Liebesdiskurs: Eine Skizze .....	69
3.3 Identität(en) in Bezogenheit? .....	75
4. Rekonstruktion narrativer Identität(en) .....	77
4.1 Das Design der Interviewstudie .....	77
4.2 Das narrative Interview .....	82

4.3	Materialanalyse und Auswertung . . . . .	90
4.4	Fallstrukturen, Sampling und Fallvergleich . . . . .	95
5.	Geschichten von der Liebe . . . . .	99
5.1	Fallgeschichte Andrea: True Romance – Eine Apologie der Liebe . . . . .	100
	(K)eine Liebe auf den ersten Blick . . . . .	101
	Eine geheime, verbotene Liebe . . . . .	104
	Glaubenskampf und Säkularisierungsprojekt . . . . .	107
	Apologie der Liebe . . . . .	111
	Eine ganz normale Beziehung? . . . . .	112
	Gegenwelten . . . . .	114
5.2	Fallgeschichte Markus: Interkulturelle Liebe – Eine Aneignungsgeschichte . . . . .	115
	Herkunft und Aneignung . . . . .	116
	Eine interkulturelle Beziehung? . . . . .	118
	Ein typischer Asiate und narrativer Rollentausch . . . . .	120
	Romantische Liebe als Rettung des Selbst . . . . .	124
	Ernüchterung und virtuelle Liebe . . . . .	125
5.3	Fallgeschichte Thomas: Zwischen Bindungssehnsucht und Wahlfreiheit – Ein (männlicher) Reifungsprozess . . . . .	127
	Die ›vernünftigste‹ Lebensform: Eine Argumentation . . . . .	129
	Männliche Lehrjahre und die Exploration des Weiblichen . . . . .	129
	Eine Beziehung zwischen Liebe und Kalkül . . . . .	132
	Tanja und die Anderen . . . . .	134
	Handlungspraxis und Gedankenspiele . . . . .	136
5.4	Fallgeschichte Gisela: Liebe als Projekt – Eine biografische Konversionsgeschichte . . . . .	138

---

Ehe: Automatismen und Sozialisierungseffekte: Eine weibliche Normalbiografie? . . . . .	140
Konversion: Von der Fremd- zur Selbstbestimmtheit. . . . .	142
Risikante Freiheiten . . . . .	143
Liebe, Familienleben und Karriere: Ein Spannungsfeld . . . . .	144
Partnertausch und Liebe als Projekt. . . . .	146
Eine biografische Erfolgsbilanz? . . . . .	147
5.5 Fallgeschichte Michael: Zwischen Nähe und Autonomie – Eine Passionsgeschichte . . . . .	148
Vorenthaltene Mutterliebe. . . . .	150
Kampfzone der Geschlechter. . . . .	151
Das Drama der Adoleszenz . . . . .	153
Sexuelle Initiation und therapeutischer Wandel. . . . .	156
Geschlechterkonstruktionen . . . . .	160
5.6 Fallgeschichte Veronika: Ein ungleiches Paar? Oder: Die narrative De-Konstruktion von Beziehung . . . . .	163
Das erste Treffen in zwei Versionen . . . . .	165
Das Milieu . . . . .	167
Zukunftspläne. . . . .	170
Bildungsunterschiede . . . . .	173
Resignation? . . . . .	175
Eine negative Bilanz? . . . . .	176
6. Schlussbetrachtung: Erzählte Identität(en)? . . . . .	179
6.1 Identitätskonstruktionen zwischen Gleichheit und Wandelbarkeit . . . . .	181
6.2 Biografische Schemata und kulturelle Narrative als Ressourcen der Identitätskonstruktion. . . . .	185



6.3 Narrative Strategien im autobiografischen Erzählen. . . . .	194
6.4 Identitäten in Bezogenheit? Zwischen Romantik und Ernüchterung. . . . .	198
Nachwort. . . . .	209
Literatur. . . . .	211
Dank . . . . .	229

# Einleitung

»Wir erzählen Geschichten,  
weil die Menschenleben Erzählungen brauchen und verdienen.«  
(Ricœur 1988: 119)

In einer Aussendung des *Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne (CIERA)* vom Juni 2009 wird von einem Wiederaufleben der Erzählung berichtet.<sup>1</sup> Es ist die Rede vom Aufkommen eines »postklassischen Erzählens«, von einer »Rückkehr der großen Erzählungen« und dem »Eintritt in ein neues narratives Zeitalter«. Das Storytelling habe als zentrale Strategie in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Therapie und im Privaten einen Wechsel vom Begründen zum Erzählen herbeigeführt. Mehr als Fakten und Argumente zähle heute die gute Story, wenn es darum geht, Wahlerfolge zu erzielen oder Produktbindungen herzustellen. Tatsächlich legt schon ein kurzer Blick auf die gegenwärtige Bekenntnis- und Selbstinszenierungskultur (Burkart 2006) die Vermutung nahe, dass gerade heute mehr denn je erzählt wird. Das (außerliterarische) Erzählen bildet ein favorisiertes Mittel der Selbstdarstellung im Alltag. Überall wird erzählt, werden Selbsterzählungen geliefert – in Blogs, Talkshows, im psychotherapeutischen Kontext, in life-writing-workshops u.s.w. In gleicher Weise übersteigen auch im wissenschaftlichen Kontext die vielfältigen Bezugnahmen auf das Erzählen und die Erzählung mittlerweile den Rahmen der Darstellbarkeit.<sup>2</sup>

Diese Neuentdeckung mag aber erstaunen, bedenkt man, dass es sich beim Erzählen um eine zentrale Praxis menschlichen Lebens handelt:

---

1 Die Aussendung ist ein Call for Papers unter dem Titel *Erzählte Welten/Mondes en narration* vom 21.04.2009 und findet sich unter folgender Adresse: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=11281>

2 Für einen Überblick zur Renaissance der Erzählung in der Wissenschaft siehe die Darstellung bei Martin Kreiswirth in *Trusting the tale. The Narrativist Turn in the Human Sciences* (Kreiswirth 1992) sowie Donald Polkinghorne *Narrative knowing and the human sciences* (Polkinghorne 1988).

»Außerdem findet man die Erzählung in diesen nahezu unendlichen Formen zu allen Zeiten, an allen Orten und in allen Gesellschaften; die Erzählung beginnt mit der Geschichte der Menschheit; nirgends gibt und gab es jemals ein Volk ohne Erzählung; alle Klassen, alle menschlichen Gruppen besitzen ihre Erzählungen. [...] Die Erzählung schert sich nicht um gute oder schlechte Literatur: sie ist international, transhistorisch, transkulturell, und damit einfach da, so wie das Leben.« (Barthes 1988: 102)

Erzählen ist eine universelle Kulturpraxis, wie Roland Barthes deutlich macht. Sie beschränkt sich nicht auf den Bereich professionalisierten Erzählens, sondern sie findet sich in jedem Bereich des Lebens. Der enge Zusammenhang zwischen Kultur und Erzählen hat die Erzählung mitunter zu einem Gradmesser kultureller Einschätzungen gemacht: Die These vom Verlust des Erzählvermögens im Zeitalter der Massenmedien erscheint etwa bereits bei Walther Benjamin als Untergang der Kultur.<sup>3</sup> Dennoch bildet das Erzählen nach wie vor ein zentrales Medium der Selbst- und Welterkenntnis. Vielmehr erlangt es angesichts erhöhter Anforderungen biografischer Sinnstiftung und Orientierung neuerliche Dringlichkeit. Das gegenwärtige Interesse am Erzählen lässt sich somit auch als ein Indiz für gesellschaftliche Veränderungen und Verluste verstehen. Vor allem sozialpsychologische Konzeptionen weisen dem Erzählen angesichts sozialer Differenzierung, Individualisierung und Fragmentierung die Funktion subjektiver Identitätsbildung zu: Nur die Erzählung vermöge jene Einheit wiederherzustellen, die gesellschaftlich bereits unmöglich geworden sei. Erzählen stiftet Identität und Zugehörigkeit – eine Funktion, die besonders in Zeiten biografischer Brüchigkeit an Bedeutung gewinnt.

Die vorliegende Untersuchung nimmt das autobiografische Erzählen als eine Praxis der Identitätskonstruktion in den Blick. Dies erfolgt in zweifacher Hinsicht: Im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit den gängigen Positionen der Identitätsdebatte wird eine narrative Konzeptualisierung des Identitätsbegriffs vorgeschlagen. Der Frage nach der identitäts-

---

3 Im Jahr 1937 stellt Benjamin in seinem Essay *Der Erzähler* die Diagnose, dass es mit der Kunst des Erzählens zu Ende gehe, weil wir das Vermögen verloren hätten, Erfahrungen mitzuteilen und auszutauschen: »Immer seltener wird die Begegnung mit Leuten, welche rechtschaffen etwas erzählen können. Immer häufiger verbreitet sich Verlegenheit in der Runde, wenn der Wunsch nach einer Geschichte laut wird. Es ist, als wenn ein Vermögen, das uns unveräußerlich schien, das Gesichertste unter dem Sicherem, von uns genommen würde. Nämlich das Vermögen, Erfahrungen auszutauschen. Eine Ursache dieser Erscheinung liegt auf der Hand: die Erfahrung ist im Kurse gefallen.« (Benjamin 1969 [1937]: 385)

konstitutiven Bedeutung des Erzählens wird in Form einer Analyse autobiografischer Selbsterzählungen zum Thema Liebe nachgegangen. Anhand von Interviews, in denen Personen von ihren Lebens- und Liebeserfahrungen berichten, soll gezeigt werden, inwiefern Identität weder ein stabiler Tatbestand, noch ein Besitz der Person ist, sondern sich vielmehr als eine immer wieder neu zu leistende narrative Aufgabe darstellt. Auf diese Weise verbindet die vorliegende Studie eine philosophisch-hermeneutische Theorie der narrativen Identität mit einem empirisch-biografischen Forschungsansatz.

In Kapitel 1 wird gezeigt, inwiefern die für die Identitätsdebatte zentralen Konzeptionen vom autonomen und unterworfenen Subjekt Denkfiguren bleiben die gewissermaßen leer laufen. Zwar fungieren sie als grundlegende Vorstellungen im Nachdenken über das Subjekt und dessen Verfasstheit, allerdings vermögen sie nicht aufzuklären, wie sich Identität innerhalb der Lebenspraxis konstituiert. Erst im Rahmen einer Theorie der Narrativität findet das Paradoxon der Identität des Nicht-Identischen eine Lösung (Kapitel 2). Paul Ricœur hat diesbezüglich am Begriff der Identität die zwei Bedeutungen Gleichheit und Selbstheit unterschieden (Ricœur 1996: 173), auf die sich auch die vorliegende Untersuchung stützt. Während Gleichheit auf eine bestimmte Form der Unveränderlichkeit in der Zeit zielt (und somit die Person als zeitlich seiende stets verfehlt), ist Identität in der Bedeutung von Selbstheit zu verstehen als ein zeitlich verfasstes Selbstverhältnis, das die Grundlage der Person bildet. Das Rätsel, wie wir uns als Personen zeit unseres Lebens als dieselben und doch zugleich als veränderlich verstehen können, findet in dieser Unterscheidung eine mögliche Antwort: Nur innerhalb eines Selbstverhältnisses konstituiert sich ein dauerndes Individuum, das sich zugleich zu seinen wechselnden Bezügen in der Zeit ins Verhältnis setzen kann. Dem Erzählen kommt diesbezüglich eine spezifische Funktion zu, da es die Herstellung einer diachronen Identität in der Gestalt der Erzählung erlaubt. In einer narrativen Perspektive wird das Selbst mit und in seinen Geschichten hervorgebracht und erweist sich als ein Produkt fortgesetzter, jedoch zunehmend wechselhafter Sinnzuschreibungen. Die Form der Identität ergibt sich dabei aus der narrativen Konfiguration – letztlich aus der Form der Erzählung.

Das Konzept einer narrativen Identität kann folglich als Antwort auf die theoretische Opposition zwischen Fragmentierung und Stabilität des Selbst und dessen Identität fungieren. In einer narrativen Perspektive ist die Identität einer Person nicht mehr durch einen unveränderlichen Wesenskern gesichert, sondern sie stellt sich in Bezügen, Interaktionen und Relationen her

und bleibt dabei stets offen für Revisionen. Das Selbst erlangt seine Identität damit jedoch nicht in Form einer Introspektion, sondern erst über seine Beziehungen zu anderen. Kapitel 3 widmet sich der Frage, inwiefern sich die Liebe als ein relevanter Ort der Konstruktion von Identität erweisen könnte. Als letzter Ort, an dem das Ich sich noch als Ganzes finden könne, stelle die Liebe – laut einer kultursoziologischen These – die passgerechte Gegenideologie der Individualisierung dar, da sie gerade die Einzigartigkeit betont und die Gemeinsamkeit der Einzigartigen verspricht (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 231). Soziale und intime Beziehungen würden in dieser Perspektive wichtiger denn je, weil der Einzelne im Blick des Anderen gerade seine Identität erhält – sie also verstärkt im Modus der Bezogenheit auf Andere (relational) herstellt.

Vor diesem theoretischen Hintergrund skizziert Kapitel 4 das Design der Interviewstudie und zeigt in welcher Form das Konzept der narrativen Identität als Heuristik für die Analyse autobiografischer Selbsterzählungen dienen kann. Im Kapitel 5 werden ausgewählte Interviews in Form von Fallgeschichten präsentiert, die jeweils unterschiedliche Konstruktionsmuster narrativer Identität darstellen. Die Fallgeschichten machen deutlich, inwiefern sich das autobiografische Erzählen auf kulturelle Narrative und Diskurse stützt, allerdings zeugen sie auch vom individuellen Eigensinn der ErzählerInnen. Sie zeigen, wie unterschiedlich einzelne Personen mit biografischen Brüchen umgehen und wie sie diese erzählerisch organisieren. Das autobiografische Erzählen erweist sich als eine zentrale Strategie der Dar- und Herstellung von Identität im Sinne eines performativen Aktes, der jedoch stets der spezifischen Erzählsituation (hier dem narrativ-biografischen Interview) geschuldet bleibt. In einem abschließenden Vergleich werden theoretisch relevante Aspekte der Fallgeschichten einer eingehenden Betrachtung unterzogen (Kapitel 6) und im Hinblick auf die Ausgangsfragestellung skizziert. Die Selbsterzählungen erscheinen dabei als mögliche Figurationen der Identität, innerhalb eines Kontinuums zwischen Wandelbarkeit und Gleichheit. Erst im Sprechen über sich selbst zeigt sich die dialektische Beziehung von Selbstheit und Gleichheit: Die Identität einer Person ist nicht etwas der Geschichte ihres Lebens Äußerliches – es ist gerade die Identität der Geschichte, die jene der Person hervorbringt. Damit ist die narrative Identität aber weder stabil oder bruchlos, sondern immer situiert, perspektivisch, dynamisch und bedeutungsoffen. Die Erzählung vermag die Veränderungen der Person, Verschiebungen ihrer sozialen Lage und auch neue Selbstdeutungen zu integrieren – freilich nicht ohne dazu geeignete Figuren des Erzählens ins Werk set-

zen zu müssen. In dieser Weise verdeutlichen die einzelnen Selbsterzählungen eine empirische Vielfalt und einen dynamischen Prozess der Identitätskonstruktion, dem die theoretische Gegnerschaft zwischen zugrundeliegendem und fragmentiertem Subjekt keineswegs gerecht werden kann.

Auf die Frage *Wer bin ich?* zu antworten, bedeutet innerhalb eines narrativen Paradigmas, die Geschichte eines Lebens zu erzählen (Ricoeur 1996: 76). Dabei kann es sich jedoch nur um einen unabschließbaren Prozess der Figurationen und Refigurationen eines Selbst handeln, das kein ursprünglich Gegebenes, sondern immer ein Aufgegebenes ist. Ähnlich wie die Figur innerhalb einer Geschichte, erfährt sich das Selbst zeit seines Lebens als ein durch Geschichten Gestaltetes: In der Interaktion mit Texten und Erzählungen – im Sinne von versteh- und lesbaren Sinngestalten und Seinsmöglichkeiten – vermag es seine Existenz zu erhellen und zu verändern. Jenseits von Fragmentierung und Stabilität zeigt die kulturelle Praxis des Erzählens, inwiefern das Subjekt in seiner Selbst- und Welterkenntnis auf Geschichte(n) angewiesen ist. Seine divergierenden Entwürfe und Brüche muss das Subjekt in wiederholten Versuchen mit sich und Anderen organisieren, interpretieren und verhandeln. Im Hinblick auf diese Aufgabe ist die autobiografische Erzählung ein Medium der Artikulation und Sinnbildung. Im Erzählen gestaltet das Subjekt sich selbst in Form einer Geschichte und wird auf diese Weise für andere verstehbar. Angesichts einer Häufung von Brüchen im Lebensprozess müssen das gelebte Leben, Entworfenes, Verworfenes oder Erhofftes immer wieder überdacht, um- und angepasst oder reformuliert werden. Das gegenwärtige Interesse am Erzählen zeugt diesbezüglich vielleicht von einer verzweifelten Suche nach Identität angesichts neuer Herausforderungen und Verunsicherungen. In dieser Perspektive fragt die vorliegende Untersuchung nicht zuletzt nach der (Un-)Möglichkeit, sich biografisch zugleich als veränderbares wie auch als dauerndes Subjekt zu begreifen.



# 1. Identität: Ein uneindeutiges Konzept

»Jetzt will ich dich einmal schälen, mein Peer!  
Es hilft dir nichts, stöhnst du auch noch so sehr.  
(Nimmt eine Zwiebel und pflückt Haut um Haut ab.)

[...] Das hört ja nicht auf! Immer Schicht noch um Schicht!  
Kommt denn der Kern nun nicht endlich ans Licht?!  
(Zerpflückt die ganze Zwiebel.)  
Bis zum innersten Innern, – da schau‘ mir einer! –  
Bloß Häute, – nur immer kleiner und kleiner. –  
Die Natur ist witzig!  
(Wirft den Rest fort.)«  
(aus: Henrik Ibsen, Peer Gynt)

In seinem Buch *Das übersättigte Selbst* vertritt Kenneth Gergen angesichts der neuen Kommunikationstechnologien und der durch diese veränderten Praktiken und Vorstellungen die These, dass der Identitätsbegriff der Vorstellung eines postmodernen Selbst zu weichen habe. Dieses sei nicht mehr durch eine einheitliche Gestalt gekennzeichnet, sondern gleiche eher einem Fragment oder Splitter aus unverbundenen Teil-Identitäten. Die Auflösung und Zersplitterung des Selbst resultiere aus einer durch die neuen Kommunikationstechnologien evozierten Belagerung des Selbst in Form eines widersprüchlichen und zersetzenden Stimmengewirrs. Dabei würden vor allem stabile, längerfristige soziale Beziehungen einer steigenden Zahl von kurzfristigen, funktionalisierten und anonymen Kontakten weichen. Dem derart kommunikativ übersättigten Selbst gelinge keine Orientierung mehr, folglich komme es zur Zersplitterung des Selbst in einzelne heterogene Teil-Identitäten, die nichts mehr mit der Vorstellung einer beständigen, einheitlichen Person zu tun hätten. Für Gergen gibt dies jedoch keinen Anlass zu einer kulturpessimistischen Haltung, sondern es ließen sich darin durchaus Chancen und Potenziale erkennen:



»Für immer mehr Menschen ist die ›alles-ist-möglich-Einstellung‹ auf die Konstruktion des Selbst anwendbar. Für die Postmoderne wird das Leben ausdrucksvoller und reicher, indem auf den Anspruch persönlicher Übereinstimmung, Selbsterkennung oder einer maßgeblichen Anordnung verzichtet und einfach im fortlaufenden Prozess der Bezogenheit gelebt wird.« (Gergen 1996: 222)

Postmoderne Konzeptionen des Selbst zelebrieren die Befreiung von althergebrachten Zwängen und betonen das Kreativitätspotential einer ästhetischen Existenz.<sup>1</sup> Ausdruck dessen ist eine Reihe von Schlagwörtern, die sich beliebig fortsetzen ließe. Das postmoderne Selbst sei: *flexibel, fragmentiert, gespalten, fraktal, multi-, schizo-, oder polyphren, nomadisch* oder einfach ein *Patchwork*<sup>2</sup>. Seine Seinsweise sei die eines Bastlers (franz: *bricolage*)<sup>3</sup>, der je nach Bedarf Stück für Stück zusammensetzt und dessen favorisierter Aufenthaltsort die Baustelle ist. Identität wird im Rahmen solcher Konzeptionen – wie hier leicht erkennbar – als Zwang, Fixierung oder als logisches Übel gekennzeichnet. Die Identitätsforderung sei nichts anderes als ein Instrument von Kontroll- und Disziplinardispositiven, die das Subjekt zu dem machen, was es in einer seiner Wortbedeutungen immer auch schon war: das Unterworfene (lat. *subjectum*). Die so konstruierte Dualität von *Einheit versus Differenz* wertet die Nicht-Identität auf, insofern diese als die Befreiung aus dem Zwang einer Identitätsforderung verstanden wird.<sup>4</sup> Die postmoderne Kritik fordert eine Verabschiedung vom Identitätsbegriff: Der Mensch sei grundlegend als Nichtidentisch zu bestimmen – jede Behauptung von Identität sei ein auferlegter Zwang.<sup>5</sup>

1 So liefert etwa Richard Rorty eine Philosophie des sich selbst erschaffenden, sein Leben als Kunstwerk gestaltenden, Menschen, wie Jürgen Straub feststellt (Straub 2002: 257). Eine Darstellung der Facetten des postmodernen *Kreativsubjekts* findet sich vor allem auch bei Andreas Reckwitz (Reckwitz 2006: 588–615).

2 Im deutschen Sprachraum findet man diesen Begriff vor allem in den Arbeiten des Sozialpsychologen Heiner Keupp (Keupp 1999).

3 Der Begriff der *Bastelexistenz* wird bei Ronald Hitzler und Anne Honer verwendet (Hitzler/Honer 1994 sowie Hitzler 2003) und lässt sich auch von Claude Lévi-Strauss' Begriff der *bricolage* (Lévi-Strauss 1968) herleiten.

4 Die postmoderne Denkfigur der *Identität des Nichtidentischen* wird schon bei Theodor W. Adorno vorweg genommen (Adorno 1951).

5 Diese Fixierung auf die formallogische Bestimmung von Identität und die Unterstellung eines Zwangscharakters führt etwa bei Wilhelm Schmid zum Versuch *Identität* durch *Kohärenz* zu ersetzen: »Ich bin dieses Selbst und bin es doch auch nicht. Die Kohärenz sorgt sich um die Integration des Anderen in jedem Sinne, arbeitet ständig neu an der Strukturierung des Selbst und ermöglicht ihm auf diese Weise, sich selbst nicht gänzlich zu verlieren. Die Veränderung des Subjekts in der Zeit, seine Zerstreuung im Raum, seine Möglichkeiten über sich hinaus, aber auch seine Gebrochenheit in sich selbst, die vom

Wenn auch die Dualität von identisch versus nicht-identisch den Stand gegenwärtiger Debatten markiert, so ist sie durchaus zu hinterfragen. Zwar mag der unterstellte Zwangsscharakter im Hinblick auf Phänomene des Leidens an (überzogenen) Identitätsforderungen berechtigt sein, allerdings bleibt eine vollständige Absage an den Identitätsbegriff problematisch und fragwürdig. Die neueren Identitätsdebatten stehen im Zeichen einer Dezentrierung des Subjekts und erhalten ihre Relevanz vor dem Hintergrund eines sozio-kulturellen Wandels. In dieser Hinsicht haben die skizzierten Bezugnahmen noch einen Rückhalt im Wandel moderner Lebensverhältnisse, auch wenn sie als übertriebene Stilisierungen und als Konglomerat von Assoziationen zu betrachten sind. So führt etwa auch Straub aus,

»[...] dass die Idee und Vorstellung personaler Identität wenig bis nichts mit dem Bild jener zwanghaften rationalen Zombies gemeinsam hat, die sich – wie viele ›postmoderne‹ Kritiker des ›modernen Subjekts‹ unterstellen – gewalttätig gegen (äußere und innere) Differenz, Alterität, Fremdheit und Veränderung abschotten, um ihre vermeintlich ›totalitäre‹ psychische Binnenstruktur – ihre ›Identität‹ eben – aufrecht-erhalten zu können.« (Straub 2002: 258)

Jenseits einer Entscheidung für oder gegen den Begriff der Identität ist vielmehr danach zu fragen, welche Aspekte mit dem Begriff angesprochen sind und in welcher Form dieser noch eine sinnvolle Verwendung finden kann. Auch Straub argumentiert dass, »Subjektivität weiterhin als kritische Kategorien des Verstehens mitmenschlicher Praxis zu bewahren« (Straub 1998: 80) sei. Seiner Meinung nach kann nur so die mit dem Begriff verbundene Vorstellung einer zumindest partiellen autonomen Lebensgestaltung als regulatives Ideal aufrechterhalten werden (Straub 1998: 80).<sup>6</sup>

---

modernen Subjekt der Identität negiert und vom postmodernen Subjekt der Multiplizität affirmiert worden ist, wird in die Kohärenz aufgenommen, die veränderlich ist und dennoch für die Stabilität und Kontinuität des Subjekts sorgt. Sie ist es, die macht, dass Subjekte, obwohl sie nicht dieselben bleiben, sich doch als ›sich selbst‹ erfahren, indem sie nämlich dafür Sorge trägt, dass auch die Gebrochenheit und Unsicherheit noch ein Bezugsfeld haben kann, und weder ins Leere gehen noch zur Selbstauslöschung führen muss.« (Schmid 1998: 252–253)

Weiters vertritt Wolfgang Welsch unter Bezugnahme auf die Positionen von Deleuze und Guattari in *Anti-Ödipus* die These, dass angesichts des herrschenden Identitätszwangs, psychische Gesundheit vielmehr bedeuten müsse, schizophren oder multiphren zu sein (Welsch 1990). Ein weiteres Beispiel für die postmoderne Kritik am Identitätsbegriff findet sich bei Dietmar Kamper (Kamper 1980).

<sup>6</sup> Für Straub führt ein Abschied vom souveränen Subjekt der Moderne nicht notwendig in die postmoderne Zuflucht. Er verweist diesbezüglich auf die Arbeiten von Käthe Meyer-Drawe (Meyer-Drawe 1990), die Auswege aus der dualen Konstruktion sucht. Gegenüber

Doch nicht nur die diskursive Weichenstellung *identisch/nicht-identisch*, lässt die gegenwärtigen Identitätsdebatten aporetisch und unproduktiv erscheinen. Hinzu kommt eine begriffliche Uneindeutigkeit, die den Terminus Identität als »ein diffuses Syndrom von Bedeutungen« (Angehrn 1985: 233) kennzeichnet:

»In der Psychologie, Sozialpsychologie und Soziologie trifft man gegenwärtig auf einen luxurierenden Gebrauch des Terminus Identität und verwandter Termini, wie Selbst, Ich-Identität oder gar Selbst-Identität. Der schwankende Gebrauch dieser Termini, ihre Überschneidungen und Vertauschungen und ihre fragliche Legitimität ist für den philosophisch geschulten Verstand ärgerlich.« (Böhme 1996: 322)

Für den Ursprung der sozialwissenschaftlichen und psychologischen Verwendung des Terminus Identität ist auf Erik H. Erikson (Erikson 1966), wie auf George H. Mead (Mead 1968) zu verweisen. Erikson widmete sich im Rahmen seiner Theorie der Ich-Identität dem Phänomen der Identitätskrise bei Jugendlichen. Bei den genannten Autoren werden unter dem Problem der Identität vor allem die entwicklungspsychologischen Aspekte des »Sich-zusichverhaltens« (Tugendhat 1979: 290) verstanden, das heißt die Frage, wie sich innerhalb sozialer Interaktionsbeziehungen ein personales Selbstverhältnis konstituiert. Identität ist hier das Resultat eines Integrationsprozesses von frühkindlichen Identifikationen und sozialen Rollen. Gelungene Identitätsbildung bedeutet eine kohärente und konstante Synthese von sozialen Rollen und Selbstbildern. Die Negativfolie dieses Prozesses bildet bei Erikson die Rollen- und Normverweigerung, die er anhand von Einzelfallstudien untersucht. Jedoch weist Erikson selbst auf die begriffliche Unschärfe des Terminus Identität hin:

»Ich kann das Problem der Identität nur zu verdeutlichen versuchen, indem ich es von einer Anzahl von Blickwinkeln aus anleuchte [...] Es wird sich einmal um ein bewusstes Gefühl der individuellen Identität, ein andermal um das unbewusste Streben nach einer Kontinuität des persönlichen Charakters zu handeln scheinen; einmal wird die Identität als ein Kriterium der stillschweigenden Akte der Ich-Synthese, dann wieder als das Festhalten an einer inneren Solidarität mit den Idealen und der Identität einer Gruppe erscheinen [...] So wird am Ende unserer Untersuchung der Begriff selbst immer noch einigermassen mehrdeutig erscheinen.« (Erikson 1966: 124–125)

---

einer binären Opposition spricht sich Straub für die Idee einer »begrenzten Autonomie« als »fragiler Balance unterschiedlicher Ansprüche der Außenwelt und der Innenwelt einer Person« (Straub 1998: 82) aus.

Sozialpsychologische Konzeptionen von Identität, die an Erikson anschließen, tragen nicht weiter zu einer begrifflichen Klärung bei, vor allem nicht, wenn sie in das alltagssprachliche Vokabular eingehen. Bedenkt man, dass in der Sozialpsychologie bzw. Soziologie Identität in erster Linie als das Verhältnis von Einzelnem und Gesellschaft gefasst wird, zeigt sich, dass der sozialpsychologische Identitätsbegriff trotz seiner alltagssprachlichen Verbreitung eine Begrenzung hat, die nicht übersehen werden darf:

»Die Erwartung, alle für Kunst-, Geschichts- und Gesellschaftstheorie bedeutsamen Fragen, die sich unter dem Titel ›Identität‹ stellen lassen, müssten im Zusammenhang der gängigen sozialpsychologischen Identitätskonzeption vorangebracht werden können, geht selber schon aus der falschen Meinung hervor, dass diese Konzeption im Bereich von Identitätsproblemen sozusagen zentral steht und von umfassender Relevanz ist.« (Henrich 1979: 136)

Hinzu kommt eine weitere Beschränkung des sozialpsychologischen Identitätsbegriffs, auf die Emil Angehrn hinweist: »Das Verhältnis des einzelnen zu seiner historischen Vergangenheit kommt für die Sozialpsychologie entweder gar nicht oder nur als subordiniertes Moment in Betracht.« (Angehrn 1985: 234) Die Frage nach geschichtlicher Kontinuität, wie sie sich im Rahmen einer narrativen Theorie der Identität stellt, wird in sozialwissenschaftlichen bzw. sozialpsychologischen Konzeptionen meist vernachlässigt.

Vor allem von philosophischer Seite wird argumentiert, dass nicht streng genug zwischen einem *harten* und einem *weichen* Begriff der Identität unterschieden werde.<sup>7</sup> So stehe dem sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriff die formal-logische Bestimmung von Identität gegenüber. Letztere lässt sich in der Formel  $A=A$  fassen: Identität ist die Bezeichnung für jene formale Einheit, die jedes Seiende für sich schon darstellt. Weil diese Form der Identität (mit sich) jedem Seienden zukommt und nicht weiter erklärungsbedürftig erscheint, formulierte Quine auch seinen berühmten Ausspruch »no entity without identity« (Quine 1981: 102). Hinsichtlich einer begrifflichen Differenzierung, lassen sich anhand des alltäglichen Sprachgebrauchs grundlegend drei Kontexte unterscheiden, innerhalb derer der Begriff Identität relevant ist. Der erste Kontext ist jener, in dem es im verwaltungstechnischen Sinn um die Identifizierung einer Person geht: *Wer ist diese Person? Wer ist der Täter?* Dabei geht es weniger um eine Charakterbeschreibung oder um eine inhaltliche Qualifizierung der Person (schon gar nicht um deren Lebensge-

---

<sup>7</sup> Siehe dazu auch den Vergleich zwischen philosophischem und sozialwissenschaftlichem Identitätsbegriff bei Dieter Teichert (Teichert 2000) und Dieter Henrich (Henrich 1979).

schichte), sondern um eine eindeutige Referenzsicherung: Sichergestellt werden soll, dass die gesuchte oder gemeinte Person genau diese ist und keine andere. Im Unterschied dazu geht es im zweiten geläufigen Kontext um eine nähere Beschreibung oder Charakterisierung. Im Sinne der qualitativen Identität kann danach gefragt werden: Was für ein Mensch ist diese Person? Diese Frage zielt auf Eigenschaften und Merkmale, mithilfe derer eine Person charakterisiert werden kann. Der dritte Kontext ist jener des Vergleichens. Hier wird dann vor allem die Frage virulent, inwiefern etwas als dasselbe angesehen werden kann. Im Falle von Personen betrifft dies vor allem auch die Frage, inwiefern eine Person als dieselbe anzusehen ist, wenn sie sich doch im Laufe ihres Lebens verändert. Diese drei Aspekte machen deutlich, dass Identitätsfragen über einfache Bestimmungen hinausgehen, und jeweils unterschiedlich dimensioniert werden können. So stößt auch die sozialwissenschaftliche These, Identität werde erst unter Bedingungen der Spätmoderne zu einem »reflexiven Projekt« (Giddens 1991: 5), in philosophischen Kreisen auf Unverständnis.<sup>8</sup> Deutlich wird jedoch, dass unter dem Begriff Identität auch empirisch beschreibbare Subjektivitätsformen benannt werden, die erst oder gerade unter modernen Lebensbedingungen (etwa einer Zunahme von Kontingenz-, Differenz- und Alteritätserfahrungen) virulent werden.

Damit verdeutlichen die skizzierten Bezugnahmen zum Identitätsbegriff dessen problematischen Status als ein uneindeutiges Konzept, wie auch die unterschiedlichen Ansprüche, mit denen der Begriff in Verbindung gebracht wird. Wenn, wie bereits deutlich wurde, eine disziplinenübergreifende Begriffsbestimmung nicht möglich ist, so sollen im Folgenden zumindest jene Aspekte des Begriffs differenziert werden, die sich für das Konzept einer narrativen Identität anschlussfähig erweisen könnten.<sup>9</sup>

8 Laut Anthony Giddens wird Identität in der Spätmoderne zu einem »reflexive project of the self, which consists in the sustaining of coherent, yet continuously revised, biographical narratives, (which) takes place in the context of multiple choice as filtered through abstract systems.« (Giddens 1991: 5)

9 So stellen etwa auch Jörg Zirfas und Benjamin Jörissen eine Pluralisierung des Identitätsbegriffs fest: »So lässt sich zunächst festhalten, dass in der gegenwärtigen sozialen und politischen Situation, die von Diskussionen um den Zerfall des Sozialen, den Verlust von Werten und der Suche nach Traditionen geprägt ist, Fragen nach individueller, geschlechtlicher, kollektiver und kultureller Identität eine größere Bedeutung gewinnen. Allerdings haben sich die Schwerpunkte der Diskussion um Identität seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts auffällig verschoben. Wurde die Debatte um Identität in dieser Zeit vor allem durch den *symbolischen Interaktionismus* und die Soziologie (sowie die Psychologie) geprägt, die *grosso modo* die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten perso-

## 1.1 (Personale) Identität und Individualität

»Denn auch von jedem einzelnen Lebenden sagt man ja, dass es lebe und dasselbe sei, wie einer von Kindesbeinen an immer derselbe genannt wird, wenn er auch ein Greis geworden ist: und heißt doch immer derselbe, unerachtet er nie dasselbe an sich behält, sondern immer ein neuer wird und Altes verliert an Haaren, Fleisch, Knochen, Blut und dem ganzen Leibe; und nicht nur an dem Leibe allein, sondern auch an der Seele, die Gewöhnungen, Sitten, Meinungen, Begierden, Lust, Unlust, Furcht, hiervon behält nie jeder dasselbe an sich, sondern eins entsteht und das andere vergeht. Und viel wunderlicher noch als dieses ist, dass auch die Erkenntnisse nicht nur teils entstehen, teils vergehen, und wir nie dieselben sind in bezug auf die Erkenntnisse, sondern dass auch jeder einzelnen Erkenntnis dasselbe begegnet. Denn was man Nachsinnen heißt, geht auf die ausgegangene Erkenntnis. Vergessen nämlich ist das Ausgehen einer Erkenntnis, Nachsinnen aber bildet statt der abgegangenen eine Erinnerung ein und erhält so die Erkenntnis, dass sie dieselbe zu sein scheint. Und auf diese Weise wird alles Sterbliche erhalten, nicht so, dass es durchaus immer dasselbe wäre, wie das Göttliche, sondern indem das Abgehende und Veraltende ein anderes Neues zurücklässt, wie es selbst war.« (Platon, Symposion: 207d-208b)

Im Bezug auf Personen wird Identität als Problem der diachronen oder transtemporalen Identität virulent. Der Mensch ist ein zeitliches Wesen und als solches selbst der Veränderung in der Zeit unterworfen. Zugleich besitzt er aber auch ein Bewusstsein von seiner eigenen Zeitlichkeit und kann sich zu dieser in Bezug setzen. Die reflektierende Tätigkeit des Erinnerns und Nachsinnens wird, wie auch Platon hier andeutet, zu einer aktiven Auseinandersetzung mit der eigenen Zeitlichkeit, denn sie bildet eine Struktur, die zur Erhaltung des an sich Vergänglichen beiträgt. Die reflektierende Hinwendung auf die eigene Lebensgeschichte wäre dann als ein praktisches Sich-Verhalten angesichts des Vergehens der Zeit zu verstehen. Nun hat aber die traditionsreiche Debatte zum Problem personaler Identität den von Platon bereits thematisierten aktiven Selbstbezug und die darin liegende Möglichkeit eines biografisch-narrativ dimensionierten Identitätsbegriffs außer Acht gelassen. Vielmehr wurde das Problem der transtemporalen Identität zur Suche nach einer Invarianten, einem unveränderlichen Kriterium der Identität. Angesichts der beobachtbaren Veränderungen, die eine Person im Laufe ih-

---

naler Identität stellen, so kann man heute eine Pluralisierung des Begriffs der Identität selbst feststellen. Identität wird in der Spätmoderne im Rahmen der Genderforschung, den Cultural Studies, der Biografie- und Medienforschung oder auch der Bildungstheorie diskutiert.« (Zirfas/Jörissen 2007: 17–18)

res Lebens durchläuft, sah sich jedoch auch schon David Hume in seinem *Treatise on human nature* (1739) dazu veranlasst, die Annahme einer wie auch immer gearteten Vorstellung von Identität in Frage zu stellen. Für den Empiristen Hume ist Identität letztlich nichts weiter als eine Illusion, sofern wir über keine Wahrnehmung diesbezüglich verfügen. Vielmehr sieht er in der Identitätsbehauptung eine soziale Konvention, die – wenn auch illusorisch – so doch das soziale Zusammenleben und Handeln organisiert und mitermöglicht. Innerhalb der Philosophie beginnt daraufhin – vor allem mit John Locke – eine Debatte zum Problem personaler Identität, die bis heute nicht abgeschlossen ist. Locke wird dabei die Entdeckung des psychischen Kontinuitätskriteriums personaler Identität zugesprochen. Seiner Ansicht nach reiche die Kontinuität des Körpers als Kriterium personaler Identität nicht aus. Das Gedächtnis ist für ihn der Träger und Garant personaler Identität. Locke versucht dies auch mit einem Gedankenexperiment zu verdeutlichen: Das Gehirn eines Prinzen wird in den Körper eines Flickschusters verpflanzt. Sollte sich der Prinz im Körper des Flickschusters nach dem vollzogenen Tausch noch an seine vormalige Existenz als Prinz erinnern, hätte der Flickschuster die Identität des Prinzen (Locke 1979 [1690]). Identität wird bei Locke an die Möglichkeit der Erinnerung gebunden. Es liegt auf der Hand, dass bei dieser Konzeption Unterbrechungen des Wachbewusstseins (Schlaf, Ohnmacht) oder Erinnerungsblockaden (Amnesie) zu Identitätshemmern werden müssen. Bei Locke, wie auch in den nachfolgenden Debatten, wird personale Identität ausschließlich als ein Problem der Re-Identifikation verstanden, das heißt es wird nach (psychischen oder körperlichen) Kriterien gefragt, die es zulassen, festzustellen, ob eine Person zu verschiedenen Zeitpunkten oder in verschiedenen Zuständen als dieselbe bezeichnet werden darf.<sup>10</sup> Dementsprechend definiert auch das *Cambridge dictionary of philosophy* personale Identität wie folgt:

---

<sup>10</sup> Dieter Teichert vermerkt dass eine eindeutige Zuordnung von Lockes Konzeption problematisch bleibt. Weder sei bei Locke eine eindeutige Substanztheorie noch eine eindeutige Relationstheorie auszumachen. Locke geht davon aus, dass man zuerst klären müsse, was der Begriff der Person bedeute, bevor man den Begriff der Identität bestimmen könne. Er bestimmt dann die Person über das Bewusstsein, das er als reflexives Bewusstsein fasst: Jede aktuelle Wahrnehmung wird vom Bewusstsein wahrzunehmen begleitet. Weil Locke aber personale Identität auf die Kontinuität des reflexiven Bewusstseins reduziert, ist eine Person nur dann über die Zeit hinweg identisch, wenn sie sich dessen auch bewusst ist. Da die Substanzfrage für Locke nicht relevant ist, könne man ihm laut Teichert auch einen modernen Standpunkt zuschreiben (Teichert 2000: 130–152). Eine Auseinandersetzung

»The question of what personal identity consists in is the question of what it is (what the necessary and sufficient conditions are) for a person existing at one time and a person existing at another time to be one and the same person. [...] The words ›identical‹ or ›same‹ mean nothing different in judgments about persons than in judgments about other things.« (*Cambridge dictionary of philosophy* 1995: 660)

Der anvisierte Identitätsbegriff orientiert sich eindeutig am Ding-Paradigma und macht keine Unterscheidung zwischen der Identität einer Person und der Identität eines Gegenstandes. Zudem unterliegt die Feststellung von Identität in dieser Fassung einer reinen Vergleichslogik: Verglichen werden jeweils zwei oder mehrere unterschiedliche Zustände einer Person oder eines Gegenstandes zu verschiedenen Zeitpunkten. Die Fähigkeit der Person zur Selbstreflexion bleibt dabei aber ausgeblendet. Wie im Folgenden gezeigt werden soll ist jedoch genau diese reflexive Dimension des Selbstbezugs zentral für ein angemessenes Verständnis personaler Identität. Erst im Rahmen einer narrativen Konzeption von Identität kommt das Selbstverhältnis der Person – etwa in Form der (auto-)biografischen Reflexion – zur vollen Geltung. Die skizzierten Zugänge zum Problem der Identität haben zwar durchaus ihre Berechtigung, denkt man etwa an den gerichtlichen Kontext der Identifizierung eines Täters mittels DNA oder des Fingerabdrucks, allerdings stellen sie eine Beschränkung des Problems auf die Frage nach Kriterien zulässiger (Re-)Identifizierung dar. Nun ist mit dem Problem der eindeutigen Identifizierbarkeit jedoch noch nicht das ganze Spektrum personaler Identität abgedeckt, auch wenn dieses Problem für einen breiten Diskussionsstrang innerhalb der Philosophie zentral sein mag.<sup>11</sup>

---

mit den Positionen der analytischen Philosophie zum Problem personaler Identität findet sich auch bei Paul Ricœur (Ricœur 1996: 144–173).

- 11 Marya Schechtman führt die hohe Relevanz, die der Frage nach Identitätskriterien in diesen Debatten verliehen wird, auf folgendes zurück: »The fatal confusion steems from the central role reidentification theorists give to the practical importance of personal identity. There is a strong pre-philosophical sense that facts about identity underlie facts about four basic features of personal existence: survival, moral responsibility, self-interested concern, and compensation (hereafter ›the four features‹). That we have such an intuition, and that it stands at the core of many of our basic practices, is beyond question. Reidentification theorists seem to assume that since they are working on defining personal identity, and since identity is linked to the four features, their definition of identity must capture that link. They thus use the ability to make sense of the connection between the four features and personal identity as a test of the acceptability of proposed reidentification criteria.« (Schechtman 1996: 2)